

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 159.

Dienstag, den 11. Juli 1905.

20. Jahrgang.

LOKALES

Wiesbaden, 10. Juli 1905.

*** Form der Briefumschläge.** Das Kaiserl. Postamt schreibt uns: Die Behandlung der Briefe bei den Postanstalten wird bekanntlich sehr erschwert durch die große Verschiedenheit der Briefformen, durch das ungleichmäßige Aufkleben der Freimarke und durch die oft geringe Uebersichtlichkeit der Aufschrift. Die Verschiedenheit der Briefumschläge ist für den Postbetrieb ganz besonders lästig, weil sie das Stempelgeschäft aufhält. Die ungleiche Größe der Briefe verlangsamt außerdem das Sortiergehäuft und erschwert die Fertigung der Bünde. Zum Nutzen der Versender und zugleich zum Vortheile des Postverkehrs kann nur empfohlen werden: 1) sehr kleine sowie runde, ovale, dreieckige und sonstige wunderlich gestaltete Umschläge nicht zu benutzen; 2) die Marken stets in die obere rechte Ecke aufzukleben; 3) den Bestimmungsort unten rechts deutlich niederzuschreiben und zu unterstreichen; und 4) bei Sendungen nach größeren Orten, zu denen Wiesbaden gehört, unbedingt die Wohnung des Empfängers in der Aufschrift anzugeben.

*** Der Ausschuss nationaler Vereine** hält seine nächste Sitzung am heutigen Montag, 10. Juli, Abends 6 Uhr, im „Europäischen Hof“ (Klubzimmer) ab. Mitglieder der beteiligten Vereine sind willkommen.

*** Krankenversicherung für Kaufleute.** Wir entnehmen dem Jahresbericht für 1904 der Kranken- und Begräbniskasse des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig, die in 6 Versicherungsklassen bis zu 5 A tägliches Krankengeld und zwar bis zu 52 Wochen und außerdem Begräbnisgeld von 50 bis 300 A gewährt, folgendes: Von Oktober 1903 bis Dezember 1904 sind allein 14000 Mitglieder beigetreten. Die Mitglieder dieser Kasse verteilen sich auf 2637 Orte in allen Theilen Deutschlands und in 454 Orten befinden sich Verwaltungs- oder Hilfsstellen. Von 100 Mitgliedern erkrankten im letzten Jahre durchschnittlich 99, davon 25 als erwerbsunfähig. Nicht weniger als der achte Theil aller mit Erwerbsunfähigkeit verbundener Krankheiten dauerte länger als 6 Wochen. Auf jedes Kassamitglied entfiel im Durchschnitt ein Krankengeld von A 12,64 und Kosten für Arzt und Arznei von A 11,43. Von den als völlig gesund im letzten Jahre ausgenommenen Mitgliedern erkrankten mehr als die Hälfte während der ersten 6 Monate der Mitgliedschaft, wofür die Kasse A 72182,50 aufzuwenden hatte. An Krankengeldleistungen wurden A 757142,88 und an Begräbnisgeldern A 21410,— im letzten Jahre, insgesamt aber seit ihrer über 6 Millionen von der genannten Kasse ausbezahlt. Dem Reservefonds konnten A 67005,— zugeführt werden, wodurch sich das Kassavermögen auf A 582360,99 erhöhte.

*** Der 11. natl. Buchbinder-Verbandsstag** ist gestern hier eröffnet worden. Es ist eine Ausstellung von Materialen und

Werkzeugen usw. damit verbunden, da die Absicht besteht, einen gemeinsamen Einkauf in die Wege zu leiten. Deuts ist ein Ausflug über Biebrich, Kaiserbrücke nach Mainz, von dort eine Rheinfahrt nach Bingen vorgesehen.

*** Nassauische Buchbinder-Vereinigung.** Die Vereinigung hielt ihren 11. Verbandsstag heute hier im Westendhof unter dem Vorsitz von Loh-Ems ab. Nach dem Geschäftsbericht beläuft sich die Mitgliederzahl bei 11 Neuanmeldungen und 2 Austritten auf 102. Einem Antrag der deutschen Mittelstands-Vereinigung betrie den Beitritt, ist nicht entsprochen worden. Von den 102 Mitgliedern, welche sich auf 55 Ortschaften verteilen, waren nach der Präsenzliste 42 aus 20 Ortschaften anwesend. Als Vertreter der Handwerkskammer wohnte deren Sekretär Schröder den Verhandlungen an. Der Kassenabschluss weist 635,11 A Einnahme, 631,18 A Ausgabe und 765,95 A Vermögen nach. Nach dem bestehenden Turnus hatten aus dem Vorstande auszuscheiden Loh-Ems und Hansch-Stagelindbogen. Beide wurden durch Juras wiedergewählt. Die Frage ob der Bundestag in Freiberg i. S. besucht werden solle, wurde bejaht. Zu Delegirten wählte die Versammlung Hori-Wiesbaden und Jange-Wiesbaden, unter Festsetzung ihrer Reise-Erschädigung auf je 50 A. Lebhaft wurde ein Antrag des Bundesvorstandes auf Erhöhung des Bundesbeitrages von 25 auf 50 A pro Mitglied des Unterverbandes besprochen. Im Allgemeinen stand man dem Antrag nicht freundlich gegenüber. Immerhin soll es von der noch ausstehenden Begründung abhängig gemacht werden, ob die Delegirten dafür oder dagegen zu stimmen haben. Anträge, welche in Freiburg unterstellt resp. Anregungen, welche gegeben werden sollen, sind die folgenden: 1) Den Bundestag in Zukunft stets im Centrum des Bundesgebietes stattfinden zu lassen; 2) im Interesse der Händler mit Neujahrskarten, gegen die Einrichtung der Ablösung der Neujahrskarten Front zu machen; 3) an den Bundesrath das Ersuchen zu richten, daß generell der Sonntag vor dem 1. Januar, sofern er auf den 30. resp. 31. entfällt, für den Verkauf von Neujahrskarten freigegeben werde; 4) die Verpackung der Papierwaren zu 10 resp. 100 statt zu 1 Duzend zu befürworten; 5) gegen das Umsetzen der Beigaben bei Einkäufen Stellung zu nehmen. — Die Satzungen der Vereinigung müssen neu gedruckt werden. Der Vorstand beantragte einige Änderungen, von denen die folgenden zum Beschluß erhoben wurden: 1) Gehilfen in der Folge nicht mehr aufzunehmen; 2) Papierwarenhandlungen neue Aufnahme zu gewähren; 3) die Vereinsbeiträge, sofern sie bis zum März nicht bezahlt sind, durch die Post einzuziehen; 4) bei dem 8 über die Bildung des Vorstandes die Bestimmung mit aufzunehmen, daß die Vorstandsmitglieder, welche die Geschäftsleitung in Händen haben, ihren Wohnsitz in nicht allzu großer Entfernung von einander haben, während die Beisitzer nach Möglichkeit über den ganzen Bezirk vertheilt wohnen sollen; 5) dem Vorstand das Recht der Zuwahl zu geben in dem Falle, daß eines seiner Mitglieder während des Jahres austritt; 6) dem Kassirer eine Entschädigung für seine Verwaltung in Höhe von 25 A zu bewilligen; 7) Berufsgenossen und auch anderen Personen, welche sich besondere Verdienste um die Vereinigung

erworben haben, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen resp. diese Möglichkeit durch eine Statut-Bestimmung zu schaffen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

*** Neue Zeitschrift für Musik.** Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger Leipzig. Um aus der unübersehbaren Fülle des Gebotenen das Beste auszuwählen, ist es von Vortheil, einem bewährten Fachmann wie Stephan Aréhi, dem bekannten Lehrer am Leipziger Konservatorium zu folgen der in Nr. 28 der „Neuen Zeitschrift für Musik“ eine Anzahl neuer musiktheoretischer Werke kritische Revue passiren läßt. Die Abtheilungen: Neue Musikalien, Bücherchau, Chronik bringen wie gewöhnlich eine Reihe werthvoller Mittheilungen. (Abonnement A 8 jährlich, Einzelheft 50 A) Probenummern frei durch den Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig.

Gesunde Kinder Speise für den Sommer.

Um die Kinder in den heißen Tagen gesund zu erhalten, achte die Mutter sorgfältig darauf, was sie essen. Speisen, die das Blut erhitzen, müssen vermieden werden; dagegen ist kühlende, erfrischende Nahrung vorzuziehen. Solche enthält ein schöner Mondamin-Milchflammeri mit gekochtem Obst als Beigabe. Für die Speisen der Kinder eignet sich Mondamin vorzüglich, da es ein Produkt von bester Qualität und sorgfältiger Herstellung ist.

Mondamin

Gelegentlich geschäft seit 1884.

1177

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreibzettel-Aussatz
Wiesbaden,
Jagt: 38 Rheinstraße 38, Ecke Moritzstraße
Unterrichts-Institut
1. Ranges
für
Damen und Herren
in
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.
Tag- und Abendkurse.
6397

Prospekte kostenfrei.

Großer Räumungs-Verkauf.

Unser alljährlich stattfindender **Sommer-Ausverkauf** hat für alle Abtheilungen unseres Lagers begonnen. Wir gewähren selbst beim **kleinsten Einkauf** auf:

Sämmtliche Leinenwaaren, fertige Leib- und Bettwäsche, Baumwollwaaren, Teppiche, Gardinen, Tischdecken, Steppdecken, Linoleum u. s. w.

10% Rabatt.

Wollene Kleiderstoffe, Blousenstoffe, Wollmousseline, Zephyr, Voiline, Leinen, sowie sämmtliche andere Waschstoffe, weisse Batistblousen

15% Rabatt.

Blousen, in Wolle, Seide und Waschstoffen, Morgenröcke, Matinées, Unterröcke, Costüm-röcke, Hauskleider, Waschcostüme, wollene Costüme nur von dieser Saison

25% Rabatt.

Der Verkauf mit obigen Scontos dauert kurze Zeit und findet **nur gegen Baarzahlung** statt.

S. Guttman & Co., Webergasse 8.



Nr. 159:

Dienstag, den 11. Juli 1905.

20. Jahrgang

Jugendschuld!

Roman von Freilrau E. von Schlippenbach. (Herbert Rioulet.)

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

12. Kapitel.

„Laß mich in Deiner Fabrik Beschäftigung finden“, sagte Hans Henning von Bärenfeld zu seinem Schwager in spe; „ich kann ohne Arbeit nicht leben.“

„Mir ist's recht, mein lieber Freund“, entgegnete Rauchberg herzlich. „Welche Pläne hast Du für die Zukunft?“

„Sobald Du Eva heirathest, möchte ich auf das kleine Gut ziehen, dessen Ankauf wir für mich beabsichtigen; es übersteigt meine bescheidenen Mittel nicht. Du weißt ja, daß ich nicht als reicher Mann heimgelehrt bin; was ich in harter Arbeit erworben, reicht aber doch hin, meiner lieben Mutter einen gesicherten Lebensabend zu bereiten. Sie muß die Stelle als Nebstifftin in E. ausgeben, sobald ich in Buchenheim eingerichtet bin, was, denke ich, gleich nach Eurer Hochzeit geschieht.“

„Hast Du nie an Wildenhof gedacht?“ sagte Rauchberg. „Ich glaubte, daß Dir an dem Wiedererwerb Eures alten Gutes liegen würde, Du und Eva sprachest mit so großer Liebe davon.“

„Nein, das ist vorüber. Hans Hennings offenes Gesicht umwölkte sich. „Ich habe das Grab meines Vaters aufgesucht und dort ein stilles Gebet gesprochen. Wildenhof ist eine traurige Erinnerung für mich durch meinen letzten Aufenthalt im Elternhause, auch wäre es zu theuer.“

„Aber, lieber Junge, meine Börse steht Dir offen“, unterbrach Rauchberg Hans Henning.

„Ich danke Dir, aber ich ziehe es vor, ganz aus eigenen Mitteln mein neues Heim zu gründen.“

„Wie abweisend Du bist“, meinte Rauchberg. „Mir gegenüber solltest Du es nicht sein, bin ich doch bald Dein Bruder.“

„Du bist es geworden, noch ehe Du Dich mit Eva verlobtest“, sagte Hans Henning warm. „Daß ich schroff wurde, ist die Folge davon, daß ich von den Menschen wegen eines jugendlichen Leichtsinns verdammt wurde. Man darf sich nicht unter die Füße treten lassen, wenn man durch lange Jahre hindurch ein ehrlicher Kerl geblieben ist. „Ja, ich kann jetzt den Kopf hoch halten, Wilhelm, und ich werde es, dessen sei versichert.“

„Ich glaube nicht, daß hier noch jemand an die alten Geschichten denkt; es wird Dir nicht schwer fallen, eine geachtete Stellung einzunehmen.“

„Gewiß; und sollte einmal die Vergangenheit berührt werden, so bin ich fest entschlossen, Rede und Antwort zu stehen. Nichts zu beschönigen, das wäre gemein, und ich hasse nichts so sehr als das. Damals hat man mir Satisfaction verweigert, jetzt werde ich sie mir erzwingen, falls es darauf ankommt. Ich habe mich selbst wiedergefunden in der Arbeit, die Hand in Hand mit der Mannesehre geht.“

Rauchberg stimmte dem Freunde bei.

„Er ist doch ein prächtiger Mensch“, dachte er bei sich; „der wird sich so oder so Bahn brechen, auch in den schwierigsten Verhältnissen.“

„Welche Nachbarschaft hat Buchenheim?“ fragte Hans Henning nach einer Weile.

„Die nächste Nachbarschaft ist Kreibach, das Gut des Grafen Sören; nur ein Wald von einigen Kilometern trennt die Güter.“

„Und gehört der Wald zu Buchenheim?“

„Nur die Hälfte“, berichtete Rauchberg; „der Grenzstein in der Mitte bezeichnet Dein Revier. Du wirst viel Wald darin finden, der bisherige Besitzer hat den Bestand sehr geschont.“

„Und das Gut des Grafen Thörner, wie heißt es doch?“

„Steinthal; es liegt auf der anderen Seite von Buchenheim, weiter entfernt. Man hat einige Stationen mit der Bahn zurücklegen. Es ist ein wundervolles Schloß, in dem Komtesse Edwina einst Herrin werden soll; Thörner ist entschieden die beste Partihie weit und breit.“

„Und wie ist er als Mensch?“

„Ein unangenehmer, trockener Charakter, pedantisch und hochmüthig; es muß bei ihm alles nach der Schnur gehen. Sein Spitzname ist: „Immer korrekt“; um dieser Eigenschaft willen opfert er alles. Ich glaube, es muß kein leichtes Loos sein, die Gattin dieses nüchternen Formenmenschen zu werden; Komtesse Edwina wird es noch erfahren, mir thut sie leid. Eva, die mit ihr befreundet ist, behauptet, sie ist nur äußerlich kalt, unter der Asche glühen die Flammen. Wer weiß, ob sie nicht noch einmal hervorbrennen. Gern sähe ich dann das Gesicht Thörners, das von Marmorkälte ist.“

Aufmerksam hörte Hans Henning zu, kein Zug seines Gesichtes verrieth, was ihn wild durchtobte, höchstens, daß die Flügel der kühngewölbten Nase leicht vibrirten und das klare Braun der Augen sich vor Erregung fast schwarz färbte.

„Sie kann ihn nicht lieben“, dachte Bärenfeld; „warum — warum hat sie sich verlobt?“

„Ich denke, Du begleitest mich morgen nach Kreibach“, schlug Rauchberg vor; „ich habe Geschäftliches mit Sören zu besprechen und Du könntest Deine Antrittsvisite machen.“

„Angenommen! Hast mir gerade!“ rief Hans Henning.

Rauchberg fuhr fort, von der Nachbarschaft zu sprechen, er erwähnte auch Mon Caprice und schilderte die Fürstin Hohenthal und Bussy, letzteren in keinem anziehenden Licht.

„Leben Hohenthals immer in Mon Caprice?“

„Nein“, erwiderte Rauchberg lachend, „dazu ist der Fürst zu sehr Lebemann. Er verschwendet sein Geld in den Hauptstädten und kommt immer nur auf kurze Zeit in die ländliche Stille, um seine Nerven und seine Börse zu erholen. Im Sommer hielt er es hier länger aus; daran war Deine Schwester schuld, um die er sich heiß bemühte. Ich glaube, sie könnte jetzt die Fürstkrone tragen, wenn sie nur gewollt hätte. Statt dessen wird sie nur Frau Rauchberg.“

Ein glückliches Lächeln erhellte das ernste Männergesicht des Fabrikbesizers, als er an seine Braut dachte, an ihr freimüthiges, frisches Wesen und an ihre anmuthige Weiblichkeit.

Als die Arbeiter durch ihren Herrn von seiner Verlobung erfuhren, brachten sie ein donnerndes Hoch aus.

„Kinder, wünscht mir Glück“, hatte der Bräutigam gesagt, „ich heirathe wieder, und zwar das Fräulein Eva von Bärenfeld, die im Sommer hier war.“

„Ein Hoch dem gnädigen Fräulein!“ schrie ein halbwüchsiger Junge, es war der Großsohn der Anna Schimkait, und abermals rief alles Hurrah.

Hans Henning und sein zukünftiger Schwager führten das erwähnte Gespräch einige Tage nach ihrer Rückkehr nach Margarethenruh. Heute wollten beide nach Kreibach hinüber.

„Sag mir doch, lieber Wilhelm, was zieht man bei solcher Antrittsvisite an?“ fragte Hans Henning. „Ich bin so lange Europa fern geblieben, daß ich es nicht mehr weiß.“

„Schwarzer Gehrock und schwarze Kravatte sind unerlässlich“, meinte Rauchberg, über das unglückliche Gesicht Bärenfelds lachend; „Du mußt Dich der Mode fügen.“

„Ich weiß es“, seufzte Hans Henning. „Mir ist am wohlsten in meinem Velvet-Rock. Drüben hat niemand darnach gefragt: was man trägt; wie kleinlich man hier in vielen Dingen ist; als ob das Kleid den Werth des Menschen bestimmt.“

Als sie in Kreibach ankamen, ritt Graf Olaf soeben von der Parkseite vor das Haus, er stutzte beim Anblick von Rauchbergs Begleiter.

„Mr. John Fiehl?“ fragte er verwundert.

„Nein, Herr Graf, Freiherr Hans von Bärenfeld“, stellte Rauchberg vor, „der Bruder meiner Braut, der Buchenheim zu kaufen gedenkt.“

„Sehr angenehm“, entgegnete Sören verbindlich und reichte dem neuen Nachbar die Hand.

„Ich wollte nicht ermangeln, mich Ihnen gleich vorzustellen, Herr Graf“, sagte Hans Henning höflich. „Darf ich Sie um Ihren erfahrenen Rath bitten? Ich bin ein Neuling und fürchte die Sache nicht zu verstehen.“

„Aber gewiß, Herr Baron; kommen Sie, so oft Sie wollen; Buchenheim grenzt an Kreibach. Ich freue mich, daß das hübsche Haus endlich wieder bewohnt sein wird; der bisherige Besitzer lebte in der Stadt. Eine prächtige Jagd finden Sie vor. Sie sind doch Jäger?“

Hans Henning lächelte.

„Allerdings, obgleich ich in den Tropen andere Jagdbeute erlegte als Rehe und Hasen.“

„O, davon müssen Sie mir erzählen!“ rief Graf Sören lebhaft; „ich brenne darauf. Immer habe ich mir gewünscht, den König der Wüste Auge im Auge gegenüber zu stehen. Einmal habe ich in Rußland einen Bär geschossen, das war einer der glücklichsten Tage meines Lebens.“

Nun war Sören im richtigen Fahrwasser, denn alles, was mit dem edlen Weidwerk in Verbindung stand, interessirte ihn aufs höchste. Sofort war er für den neuen Gutsnachbar eingenommen und beschloß, ihn warm zu halten und oft einzuladen; gewiß konnte der Freiherr von Bärenfeld viele hochspannende Abenteuer berichten.

„Wir wollen zu meinen Damen gehen“, schlug der Hausherr vor. „Edwinas Gesicht wird unbezahlbar sein, wenn Sie vor ihr stehen. Ihr schwedisches Infognito hat uns den Landsmann vorenthalten.“

Auf der weinumlaubten Veranda saßen die Gräfin und ihre Tochter, mit einer Handarbeit beschäftigt. Noch spendete der Herbst warme Stunden, noch prangte das Laub an den Bäumen, und lose, weiße Spinnfäden flatterten durch die Luft, in der schon etwas von der frühen Herbstzeit des Oktobers lag. Heimlich beobachtete Gräfin Agnes ihr schönes Kind, das, die Stiderei im Schooß haltend, die Hände lässig ruhen ließ, während sie die großen Augen in die Ferne schweifen ließ, bis zu der Bergkette, die am Horizont bläulich auftauchte. Als Edwina das Mutterauge forschend auf sich ruhen fühlte, richtete sie sich auf und senkte den Kopf über die Arbeit; sie stützte an ihrem verschlungenen Namenszuge, das seine Watistuch zitterte in ihrer Hand, und sie stach sich in die Finger.

„Wie ärgerlich“, sagte sie aufstehend; „ich kann nicht mehr weiter nähen.“

„Mein liebes Kind“, nahm die Gräfin das Wort. „Du siehst oft so nachdenklich aus, gar nicht wie eine glückliche Braut. Liebst Du Thörner wirklich? Noch ist es nicht zu spät. Besser, sich bei Zeiten befehlen, als eine Ehe ohne Liebe eingehen.“

„Warum sprichst Du so zu mir, liebe Mama?“ fragte die Komtesse mit schlecht verhehltem Verdruß. „Ist mein Verlobter nicht ein tadelloser Cavalier? Stimmt nicht alles harmonisch überein: Stand, Reichthum, Alter und Ruf? Was soll ich noch verlangen? Franz ist ein Musterbild in allen Dingen.“

Diese letzten Worte sagte sie mit einer fast unmerklichen spöttischen Betonung.

„Ich bin doch einst selbst Braut gewesen“, meinte Gräfin Agnes nachdenklich; „mir scheint, es war ganz anders. Wenn Thörner erwartet wird, bleibst Du ruhig sitzen und eilst ihm nicht

entgegen, wie ich es that, wenn Dein Vater mich besuchte. Noch nie habe ich es gesehen, wenn Ihr Euch geküßt habt; höchstens berührt Thörner Deine Hand mit den Lippen, als wärst Du eine alte Dame. Und das scheint Dir zu genügen?“

„Gewiß, vollkommen; ich hasse Zärtlichkeiten. Du weißt, mein Herz schlägt immer in demselben ruhigen Tempo.“

Schon die nächste Minute strafte diese Behauptung Lüge. Die Thür der Veranda öffnete sich, Graf Sören erschien mit seinen Gästen. Tiefe Röthe schoß jäh in das eben noch bleiche, kalte Gesicht der Komtesse; sie schwankte und stützte sich, einen Halt suchend, auf die Lehne eines der hohen Stühle, während ihre weit offenen Augen Hans Henning anstarrten.

„Freiherr von Bärenfeld“, sagte des Vaters Stimme. „Liebe Frau, der zukünftige Besitzer von Buchenheim.“

Wie? Hatte John Fiehl einen Doppelgänger?

„Liebes Kind, Du brauchst ich wohl den Bruder Deiner Freundin Eva nicht vorzustellen“, meinte Graf Olaf. „Mr. John Fiehl und Freiherr Hans Henning sind dieselbe Person. Ihr kennt Euch ja von der Seereise her.“

„Ja“, kam es leise von den Lippen des jungen Mädchens, die mit ihrer Befangenheit kämpfte.

„Sie sehen, ich habe Sie doch wiedergefunden.“

Sehr deutlich klingt es an ihr Ohr, obgleich er kaum die Worte formt und niemand sonst es hört.

„Rismet“, denkt sie, dann aber sagt sie mit schwer erkämpfter Fassung: „Ich freue mich, in Ihnen den Bruder meiner Eva zu begrüßen, Herr Baron.“

Man sitzt eine Weile im Kreise und führt ein allgemeines Gespräch, an dem sich Edwina lebhaft theilnimmt; dann bittet Rauchberg den Grafen Sören um einige Minuten, um die geschäftliche Unterredung zu führen. Die beiden Herren entfernen sich; vorher ist Gräfin Agnes ins Haus gegangen. Edwina und Hans Henning sind allein.

„Ich habe Ihnen noch nicht zu Ihrer Verlobung Glück gewünscht“, beginnt Bärenfeld. „Ich fand die Anzeige im Stift bei meiner Mutter.“

„Warum nannten Sie sich John Fiehl?“ fragt Edwina, ohne auf seine Gratulation etwas zu erwidern, es klingt ein leiser Kummer in ihrem Ton. Sein scharfes Ohr hört es sogleich.

„Warum?“ versteht er. „Trat ich dadurch jemand zu nahe? Es ist der Name, den ich jahrelang drüben geführt; es fällt mir schwer, ihn abzulegen.“

„Um von Bärenfeld zu heißen“, bemerkte sie.

„Ich bleibe deshalb derselbe; des Mannes Wert ist unabhängig von dem Stande.“

„Man merkt, daß Sie in der amerikanischen Republik lebten. Sind Sie deshalb hergekommen, um solche rothen Ansichten zu vertheidigen?“

Die dunkel gefärbte Frauenstimme klingt leidenschaftlich erregt; trogig ist der blonde Kopf zurückgeworfen.

„Nein, ich will sie niemand aufdrängen“, lautet Hans Hennings Entgegnung. „Ich bleibe bei dem, was ich für richtig halte, und falls es nöthig ist, werde ich dafür eintreten, gnädiges Fräulein.“

Das Gespräch stockt, man hört das leise Fallen der welken Blätter, es geht wie ein Todessehauer durch die Natur. Edwina fröstelt, sie muß das beklommene Schweigen brechen.

„Eva schrieb mir heute einen seligen Brief; sie ist wohl eine strahlende Braut?“

„Ja, denn sie wählt aus Liebe. Jedes Verlöbniß, das aus weltlichen Rücksichten geschlossen wird, ist ein Unding in meinen Augen.“

„Wie hart seine Stimme klingt“, denkt Edwina, und sie senkt schuldbehaftet das Haupt.

Und plötzlich steht Hans Henning neben ihr, er packt ihre beiden Hände und sagt mit vor Leidenschaft fast tonloser Stimme:

„Glauben Sie, es sei ein bloßer Zufall, daß ich Sie fand? Seien Sie versichert, daß unsere Wege sich kreuzen mußten: ich wollte Sie finden, und ich hätte es gethan. Als ich Sie in jener Nacht auf dem Schiffe zum erstenmal sah, fühlte ich, daß wir uns nicht fremd bleiben konnten.“

Willenlos steht sie da, den Blick gesenkt; sie fühlt die Eisringe schmelzen, die ihr Herz seit ihrer Verlobung umgeben hat, seit Thörners Ring an ihrem Finger blüht. Schritte, die näher kommen. Edwina sinkt in einen der Gartenstühle, wie erlöset athmet sie auf. Hans Henning unterhält sich mit ihr in der fremdesten Art, während der Diener ab und zu geht und den Kaffeetisch deckt.

„Nur nichts verrathen“, denkt die Komtesse. „Er soll es nicht wissen, wie es in mir aussieht. Wir dürfen nicht mehr altein sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Feldpostbrief.

Novelle von W. S. Geinborg.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Es war das ungeeignetste Mittel, das er wählen konnte, um mich zum Nachgeben zu bestimmen. Ich antwortete ihm, daß er es nach seinem Belieben halten möge, und blieb auf meinem Plaze. Daran, daß er Ernst machen würde, glaubte ich nicht. Aber er tat es, er ging wirklich, ohne sich von mir oder von sonst jemand zu verabschieden. Am Tage beteiligte ich mich natürlich nicht; aber ich blieb doch, bis auch andere sich zum Ausbruch rüsteten. Der Assessor Hainroth bat um die Erlaubnis, mich auf dem Heimwege zu begleiten, und da ich doch irgend jemand zu meinem Schutze haben mußte, nahm ich an. Heute morgen nun, nachdem ich eine sehr traurige, schlaflose Nacht durchlebt hatte, ließ mir Frau von Binau sagen, Herr Doktor Wallhelm sei unten im Empfangsalon und wünsche mich zu sprechen. Ich hatte es nicht anders erwartet, und ich ging unverzüglich hinab, sicher, daß er mich wegen seines häßlichen und unbegreiflichen Benehmens um Verzeihung bitten würde. Aber schon seine düstere Miene sagte mir, daß ich mich getäuscht habe. In dem Tone eines Untersuchungsrichters fragte er mich, ob es wahr sei, daß mich der Assessor Hainroth nach Hause begleitet, und als ich ruhig bejahte, schlenkerte er mir eine Beschuldigung ins Gesicht, die so empörend war, daß danach von einer Rechtfertigung oder auch nur von einer Erklärung auf meiner Seite nicht mehr die Rede sein konnte. Ich verweigerte ihm jede weitere Antwort, wandte mich und verließ stumm das Zimmer. Es wurde mir unsäglich schwer, Tante Jutta, und ich hätte laut aufschreien mögen in meiner Verzweiflung, denn ich wußte ja, daß dies das Ende war, daß ich ihn nach solchem Abschied nie, niemals wiedersehen dürfte. Aber ich konnte nicht anders. Herbert war es, der das Band zwischen uns zerrissen hatte, und mir blieb nur noch die Pflicht, es mit klaren Worten zu konstatieren. Ich streifte seinen Ring vom Finger, aber es verging doch noch eine ganze, schreckliche Stunde des furchtbarsten Seelenkampfes, ehe ich mich entschließen konnte, ihm zu schreiben. Auch dann hätte meine Kraft zu einem ausführlichen Briefe nicht gereicht; und wozu hätte es schließlich noch langer Auseinandersetzungen bedurft! Es war genug, daß ich ihm mit wenigen kurzen Worten seinen Ring zurückschickte.“

Die Stimme der jungen Erzählerin brach, und sie schlug beide Hände vor das Gesicht, über das jetzt unaufhaltsam die heißen Tränen rannen. Sanft zog Jutta von Friccius das blonde Köpfchen an ihre Schulter.

„Wir wollen jetzt nicht untersuchen, mein Liebling, ob Du in allen Stücken richtig gehandelt hast; denn vor der Hand ist an dem Geschehenen ja nichts zu ändern. Noch hast Du nicht Zeit genug gehabt, Dich selbst zu prüfen und vielleicht —“

Das junge Mädchen richtete sich auf und schüttelte wehmütig den Kopf.

„O, Tante Jutta, versuche nicht, mich anderen Sinnes zu machen! — Auch wenn nach diesem Schritt eine Ausöhnung überhaupt noch denkbar wäre, würde ich meine Hand nimmermehr dazu bieten können. Das ist nun vorbei — für ewig vorbei!“

„Wohl, Liebste — so werde ich denn nicht weiter in Dich bringen. Jetzt aber brauchst Du Vergessen und Schlummer. Komm' mit mir, damit ich Dir Dein Restchen zeige. So lange es Dir hier im Schatten des alten Domes bei einer alten Jungfer behagt, sollst Du darin hausen.“

Sie führte sie in das kleine, anheimelnde Kiebelstübchen hinauf, das die Dienerin inzwischen für die Aufnahme des jungen Gastes hergerichtet hatte, und sagte ihr mit einem leichten, zärtlichen Kusse Gute Nacht. Unten aber saß sie beim Schein ihrer Lampe noch lange in ernstem Sinnen, und ehe sie sich kurz vor Mitternacht zur Ruhe begab, entnahm sie einem sorglich verschlossenen Schubfach des altmodischen Schreibsekretärs einen vielfach beschriebenen Briefumschlag, um ihn in einem auf dem Nähtische liegenden Buche zu verbergen.

„Gott gebe, daß es mir gelingt!“ sagte sie leise vor sich hin. „Sie hat ihn ja doch so lieb, die arme Kleine!“ —

Grau und trübe brach der nächste Morgen an, ein melancholischer Herbsttag mit wolkenverhangenem Himmel und unablässig herniederrieselndem Regen. Verweinten und übermüdeten Antlitzes kam Elfriede in Tante Juttas Wohnstübchen herab. Tante Jutta bemühte sich auf jede erdenkliche Weise, ihre Nichte aufzuheitern und zu zerstreuen; den Balsam erquickenden Trostes aber, nach dem es die arme

Elfriede so sehnlich verlangte, hatte sie nicht für sie bereit.

Am späten Nachmittag, als schon die Schatten der Dämmerung sich hernieder senkten, begannen Elfriedens Finger halb mechanisch in dem Buche zu blättern, das vor ihr auf dem Nähtischchen lag. Ein alter, vergilbter Brief, dessen ringsum verschlossener Rand schon morsch und brüchig zu werden begann, fiel ihr entgegen. Sie sah, daß er an den Hauptmann von Rheden vom 44. Infanterie-Regiment zu R. gerichtet und mit vielen postalischen Bemerkungen über die Nachsendung an den Adressaten, dessen Aufenthalt sehr rasch gewechselt haben mußte, versehen war.

„Was für ein Brief ist das, Tante Jutta?“ fragte sie ohne besonderes Interesse. „Er scheint schon sehr alt.“

„Ja, mein Kind — er wurde im Augustmonat des Jahres 1870 geschrieben.“

„Aber er ist allem Anschein nach nie in die Hände dessen gelangt, für den er bestimmt war?“

„Rein, er kam an mich zurück. Und wenn Du die Rückseite betrachtest, wirst Du auch die Erklärung dafür finden.“

Elfriede wandte den Umschlag und las:

„Unbestellbar. Der Adressat in der Schlacht bei Gravelotte gefallen.“

Mit leisem Erschauern las das junge Mädchen die inhaltschweren Worte; plötzlich hob sie, von einer Erinnerung durchzuckt, den Kopf.

„Mein Gott, Tante Jutta — die Mutter erzählte mir einmal, Du seiest mit einem Offizier verlobt gewesen! Wenn es — wenn es dieser Hauptmann gewesen wäre —“

„Er war es, mein Kind! — Und nun, da Du den Brief einmal gefunden hast, bitte ich Dich auch, ihn zu öffnen und zu lesen.“

„O Tante — eine solche Reliquie — und nachdem er bis heute verschlossen geblieben —“

„Trotzdem ermächtige ich Dich, ihn zu lesen. Ja, ich bitte Dich sogar darum, Elfriede!“

Es war ein so eigener Klang in diesen Worten, daß die junge Dame sich nicht länger zu sträuben wagte. Behutsam durchschnitt sie mit einem Trennmesserschen einen der verschlossenen Ränder und zog das eng beschriebene Blatt heraus. Bei dem letzten Lichte des scheidenden Tages durchlas sie es von Anfang bis zu Ende; dann sprang sie auf und kniete neben dem alten Fräulein nieder, um ihre noch immer königliche Gestalt stürmisch zu umschlingen.

„Und diesen Brief hat er nicht mehr bekommen! — Er ist gestorben, ohne Deine rührende Bitte um Verzeihung zu vernehmen! — O, Du arme, arme Tante!“

Sie war in Tränen ausgebrochen, und sanft streichelte Tante Juttas weiße Hand ihren blonden Scheitel.

„Wohl magst Du mich so nennen, Kind, denn der Gram über diese grausame Schicksalsfügung hat mich für immer aus dem Kreise der Fröhlichen vertrieben, und die bittere Reue über meine tropige Verblendung hat mein Haar gebleicht. Einer seiner Kameraden hat mir später erzählt, der Hauptmann von Rheden habe ganz augenfällig den Tod gesucht. Kannst Du Dir vorstellen, was dabei in meinem Herzen vorgehen mußte?“

„O mein Gott, ich wäre daran gestorben! Und die Schuld an dem Verwürfnis — sie lag allein bei Dir?“

„Ich habe sie vor meinem Gewissen auf mich genommen, Elfriede, denn es war ja in meine Hand gegeben, durch ein einziges verfühnliches Wort zur rechten Zeit alles ins Gleiche zu bringen. Aber ich war hochfahrend und stolz. Ich glaubte meiner Mädchenehre etwas zu vergeben, wenn ich die vermeintliche Beleidigung so schnell verzieh. Ohne ihm die erbetene Aussprache zu gewähren, reiste ich nach Ostpreußen auf das Gut meiner Eltern zurück. Nach dem Tage meiner Ankunft faul ich aufs Krankenlager, und als ich zwei Wochen später aus tiefer Bewußtlosigkeit erwachte, war der Krieg erklärt. Aber mein Stolz und mein Trost, sie waren völlig gebrochen — nur noch die heiße, tiefinnige Liebe für den Edlen, Herrlichen war in meinem Herzen. Sobald ich eine Feder führen konnte, schrieb ich ihm jenen Brief, der seine Verzeihung erflehen sollte. Es war zu spät! Gerade am Tage von Gravelotte langte das Schreiben im letzten Quartier seines Regiments an. Er hat meinen flehentlichen Ruf nicht mehr gehört.“

Enger noch schmiegte sich Elfriede an das alte Fräulein, das heiße Gesichtchen in den Falten ihres Kleides bergend. Lange Zeit blieb es ganz still in dem dunkelnden Zimmer, dann brach eine leise, gepresste Stimme das Schweigen.

„Tante Jutta!“

„Nun, mein Kind?“

„Würdest Du — würdest Du mich sehr verachten, Tante Jutta, wenn ich morgen heimreiste und Herbert bäte, mir zu verzeihen?“

Da beugte sich das weiße Haupt über das blonde Herab, und wie eine himmlische Offenbarung klang es dem zaghenden, jungen Geschöpfchen ins Ohr:

„Gott segne Dich für diesen Entschluß, mein Liebling! Und er lasse den verderblichen, glückzerstörenden Trost nie wieder die Herrschaft gewinnen in Deinem Herzen!“

Die drohende Wolke, die mit verheerendem Unwetter das Glück zweier, junger Menschenseelen zu vernichten gedroht hatte, war vorübergezogen und sieghaft strahlte wieder die Sonne an ihrem Lebenshimmel. Aber die Erinnerung an Tante Juttas Feldpostbrief, der seinem Adressaten nicht mehr hatte behändigt werden können, wird sicherlich ernst und warnend in ihren Herzen lebendig bleiben, um sie in gefährlichen Augenblicken vor neuem Unheil zu bewahren.



Uberglauben auf der Bühne. Daß das Bühnenvölken allerlei Uberglauben hegt, ist nicht gerade neu; aber es ist doch amüsant, in den Bekanntheiten eines Theaterdirektors vom Londoner Westend zu lesen, wie weit dies geht. Jeder Schritt im Theater scheint danach unter abergläubischen Regeln zu stehen, und jeder Schauspieler hat seine Besonderheiten. Ein paar Proben mögen genügen. „Will man z. B. kein Unglück heraufbeschwören, so darf man nie die letzten zwei oder drei Zeilen eines Stückes, das Schlusswort schon während der Probe sagen. Wenn der Schauspieler sie zufällig vor der ersten Aufführung ausspricht, dann ade jede Aussicht auf Erfolg! Ich besinne mich nur auf einen Fall, wo das Schlusswort vor der Premiere gesprochen wurde, und das war vor einigen Jahren während einer Probe von Dick Whittington im Islington. Einige Tage später brannte das Theater bis auf den Grund nieder. Man hält es auch für verhängnisvoll, wenn man bei einer Erstaufführung auf der Bühne einen Schirm öffnet. Ein Schirm ist in den Augen eines Schauspielers überhaupt etwas nicht Geheures. Viele sind sogar fest überzeugt, daß es ein Unglück gibt, wenn innerhalb der Wände eines Theaters ein Schirm zum Trocknen geöffnet wird, und ich weiß von zwei Fällen, wo sich das bewahrheitet hat; es gibt freilich zweifellos auch Tausende, wo nichts Unangenehmes folgte. Nach einem Glaubensartikel ist es von sehr übler Vorbedeutung, in einem Ankleidezimmer zu pfeifen; sicher wird der Mann, der bei Begehung dieses Verbrechens der Tür am nächsten ist, seinen Abschied innerhalb weniger Stunden erhalten. Wenn während der Erstaufführung eines Stückes der Vorhang aufgeht und dabei verschwindende Kulissenschieber oder Zimmerleute sichtbar werden, so soll das ein böses Omen nicht nur für die Täter, sondern auch für das Stück sein, das danach keinen Erfolg mehr haben kann. Sehr viele Arten des Uberglaubens hängen natürlich mit der Unglückszahl 13 zusammen. Ein Schauspieler wird einem mit Tränen in den Augen versichern, daß ein Stück mit dreizehn Rollen von Anfang an verurteilt ist. Es kommt natürlich selten vor, daß ein solches Stück geschrieben wird; aber ich erinnere mich eines Falles, daß ein solches vorzügliches Stück, das auch von der Presse sehr gelobt wurde, nach nur wenigen Vorstellungen zurückgezogen werden mußte. Man kann das ganze vereinigte Königreich durchsuchen, ehe man ein Ankleidezimmer mit der Zahl 13 findet. Wenn es das gäbe, würde kein Schauspieler sich bereit finden, es zu benutzen, noch wird er auf Gastspielreisen je in einem Hause wohnen, das die Nummer 13 trägt. Nicht ein unter zwanzig würde an einem Freitag einen Direktor aufsuchen oder einen Kontrakt unterzeichnen, und nichts könnte eine umherreisende Gesellschaft dazu bewegen, an jenem Tage zu beginnen. Neben den schlechten Omina hat der Schauspieler auch gute. Er betrachtet es z. B. als ein sehr glückliches Zeichen, wenn er auf seinem Wege zur Bühne eine schwarze Katze findet. Vor allem ist er ein begeisterter Anhänger der Talismane, deren Anzahl Legion ist. Sie nehmen die merkwürdigsten Formen an; so kann es eine alte Schnupftabakdose, die ein Bühnenliebhaber einst benutzt hat, ein alter Handschuh oder ein Schuh sein. Ein Schwein aus Holz oder Metall ist sicher glückbringend; je mehr Glieder es beim Gebrauch verloren hat, um so glückbringender ist es. Eine Schauspielerin glaubt an ein Paar hölzerner Schuhe, eine andere an einen Schornsteinfeger in Berufstracht, andere an goldene Schuhe und Herzen, einen Zweig weißes Heidekraut usw. ad infinitum. Welche Form der Talisman aber auch annimmt, man trägt ihn stets bei sich, und so folgen die glückbringenden Geister seiner Spur . . .“



Denkspruch.

Der Tugend weites Reich ist frei!
Da brauchst kein Neid dich je zu grämen!
Wie groß des Nächsten Vorzug sei,
Du darfst dir dian ein Beispiel nehmen.

Frida Schanz.



Vor dem Auszug zum Kampfe. Ehe sie nach dem Kriegsschauplatz abgehen, wohnen die japanischen Offiziere und Mannschaften einem besonderen Gottesdienst bei, um für den Erfolg ihrer Waffen zu beten. Die Anhänger des Shintoismus in Japan glauben, daß sie nach dem Tode Götter werden, wenn sie eine kühnere Tat im Dienste des Vaterlandes vollbringen, und deshalb bitten die Offiziere, es möge ihnen gewährt sein, eine Heldentat zu verrichten. Nach dem Shintoismus ist Japan das Land der Götter, und der Kaiser ist der direkte Nachkomme und tatsächliche Vertreter der Sonnengöttin. Auch eine Art Heldenverehrung scheint damit vermischt zu sein; viele berühmte Krieger und andere Personen früherer Zeiten sind zu Halbgöttern erhoben. Dadurch wird das Gefühl der Verehrung für die Toten noch vermehrt. Im ganzen Lande sind die Shinto-Tempel sehr einfach, in der Regel aus weißem Holz, das nicht so leuchtend wie bei den Buddhisten-Tempeln gefärbt ist, und sie sind mit Stroh gedeckt. Die japanischen Soldaten beten in der Shofonscha, sie bitten darum, daß es ihnen möglich sein möchte, ihre Pflicht zu tun, und die Zeremonie endet mit drei Hocks auf den Kaiser. Bei diesen Gelegenheiten sind die Straßen gedrängt voll von den Bräuten der Soldaten, die ihnen Lebewohl sagen wollen; aber ihre Zurückhaltung hält sie von einer Umarmung ab, und der Abschied ist nur eine tiefe Verbeugung und ein letztes Winken mit der Hand. Auch die russischen Offiziere und Soldaten wohnen vor ihrer Abreise einem Gottesdienst bei, um für den endlichen Sieg ihrer Waffen zu bitten. Besondere Gebete werden gesprochen; ein gewöhnlich gebrauchtes lautet: „Geseget sei Gott, heilig und unsterblich. Habe Gnade mit uns. Unsere Sache ist gerecht; wir wollen deshalb alle den Herrn bitten, er möge unsere Waffen stärken, damit wir einen Sieg über unsere Feinde mit allen ihren Ränken gewinnen. Großer Mut möge uns erfüllen, unsere Feinde niedergewerfen, und Gott öffne ihre Augen, daß sie die Bedeutung des Friedens erkennen.“ Der Gottesdienst dauert nicht lange, selten über zwanzig Minuten. Häufig besprengen auch russische Priester die Soldaten mit Weihwasser, und viele glauben, dadurch unverwundbar zu werden oder wenigstens vor feindlichen Kugeln geschützt zu sein.

Das Lösungswort.

Leutnant: „Petroff!“

Sergeant: „Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Leutnant: „Petroff! Das Lösungswort für heute Nacht ist Alexandrowitschypoposchowskydragowitsch. Daß mir niemand ohne das Lösungswort durchgelassen wird.“

Sergeant: „Zu Befehl, Herr Leutnant. Aber es ist fürchterlich kalt heute nacht.“

Leutnant: „Was soll das?“

Sergeant: „Der Mann, der das Lösungswort abgibt, ist erfroren, bevor er damit zu Ende ist.“

Leutnant: „Petroff, es ist zum Ruhm des Zaren.“

Sergeant: „Zu Befehl, Herr Leutnant.“

S. Pasgmacher.



In der Aufregung. Mita: „Als Rudolf den ersten Antrag machte, sagtest du da, es käme Dir so überraschend?“
Mita: „Nein. Du weißt ja, ich hatte mir fest vorgenommen, ihm das zu antworten. Aber in meiner Aufregung vergaß ich es und statt dessen rief ich: „Endlich!““

Ein Bild.